XXIII. Jahrg. Berlin, den 2. Januar 1915. Nr. 14.



# Die Zukunft

Herausgeber:

## Maximilian Harden.

Inhalt:





Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

# Die Zukunft

Herausgeber:

## Maximilian Harden.

Neunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1915.

# Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Januar 1915.

# Der Stern und der Stall.

## Britisch-Egypten.

Seit dem achtzehnten Dezembertag des Unheilsjahres 1914 hat der Türkensultan das letzte Bleibsel eines Scheinrechtes auf afrikanische Erde verloren; ist nicht mehr Oberherr von Egypten und darf sich, dem zuvor schon Marokko, Algerien, Tunis, Libyen entglitten, fortan nicht Sultan-es-Salatim, Herrn der Herren, heißen. Wo einst die asiatischen Hyksos, wo Libyer, Perser, Makedonen, West- und Oströmer geboten, die Araber, denen Omars Feldherr Amru das Land eroberte, nach sechshundertjähriger Herrschaft den Mamluken weichen mußten und der Osmanensultan Selim der Erste sich, nach 1507, durch den Scheich-el-Beled und durch den Pascha der türkischen Provinz Egypten vertreten ließ, da thront, am Nil, unter Britaniens Schutz, nun Sultan Hussein Kamel. Kairo ist nicht mehr dem Befehl aus Konstantinopel, nicht dem Schatten türkischer Hoheitzeichen unterthan; der Wali, der in den letzten Jahrzehnten (nach dem persischen Fürstentitel Chidiw) Khediw von Egypten hieß, in den Rang der von Osmans Enkeln unabhängigen Sultane erhöht; dem Wunsch der stolzesten Araber endlich Erfüllung geworden. Die Lösung von der Hohen Pforte hatte zuerst, 1771, Ali Bey erstrebt und erlangt; doch nicht lange sich seines tönenden Titels („Großsultan von Egypten und Herr beider Meere") gefreut. Mit welchen Mitteln dann, in der Zeit des Griechenaufstandes, der Albaner Mehmed Ali den Kampf

gegen die Türkei begann und führte, ist erst neulich hier, als ich von den Meerengen und dem „Hausschlüssel Rußlands" sprach, erwähnt worden. Mehmeds Sohn Ibrahim, der die Türkenflotte bei Navarino vernichtete, das Türkenheer bei Akka und Nissib schlug und Syrien im Sturm eroberte, wurde vom Willen des (von Mißtrauen wider Frankreich geknüpften) Vierbundes England, Rußland, Preußen, Oesterreich entwaffnet und Mehmed mußte sich, nach der Räumung Syriens, 1841 mit der Zusage begnügen, daß seine männlichen Erben die Statthalter des Großherrn in Egypten und am Obernil werden. Dem Enkel Mehmeds, Abbas, folgte der Oheim Said auf das Thrönchen; seine Regirung wurde dadurch bedeutsam, daß er sein Protektorrecht über den Sudan hin dehnte und, gegen den von England gelenkten Willen der Hohen Pforte, dem Franzosen Ferdinand Lesseps die Konzession zum Bau des Suezkanals gab (den schon Saids Vater Mehmed, dicht vor dem Einbruch der Psychose, die seinen Feuergeist dämpfte, in kühnem Traum geplant hatte). Unter Saids Neffen Ismael, der für sich den Titel Khediw erzwang, wurde das große Werk vollendet und, im November 1869, feierlich eingeweiht. Ismaels Prunksucht tobt sich aus. An seinem Arm schreitet die Kaiserin Eugenie in das Opernhaus, wo, vor den durch Geburtrecht und Leistung sichtbarsten Europäern (Ibsen ist darunter) Verdis für diesen Festtag bestellte „Aida" zum ersten Mal aufgeführt wird. Noch zehn Jahre lang hat Ismael, ein echter Orientale großen Formates, dann regirt; die drei letzten Lustren seines Lebens mußte er in einem stambuler Prachtkäfig verschmachten. Er hatte sieben Söhne. Zwei blieben zu Haus und wurden als Araber erzogen, zwei nach Berlin geschickt; je einer ging nach London, Rom, Paris. Der sich im Glanz des Tuilerienhofes sonnen durfte, ist Hussein, der Sultan von heute. Louis Napoleon nahm den Sohn des Mannes, von dem Eugenie die bunteste Vision ihres imperial üppigen Erlebens hoffen durfte, wie einen Verwandten auf und ließ ihn von dem Militärgouverneur seines Sohnes, dem Oberst Castex, unterrichten. Aus Paris brachte Hussein die Europäerhaltung, manche Gewohnheit des Faubourg Saint-Germain und den Wesensschliff heim, der ihm den Verkehr mit Menschen des Westens erleichterte. Auch gründliche Kenntniß des einem Staat Nothwendigen? Ismael hat ihm die Finanz- und die Militärverwaltung unterstellt und ihn dann ins Exil mit-

genommen. Vor dreißig Jahren durfte Hussein nach Kairo zurückkehren. Er schuf sich in Giseh ein Versailles mit herrlichen, weithin gestreckten Gärten (wo Nikolai Alexandrowitsch und Eduard, als Kronprinzen, seine Gäste waren); schien sich nur um die bessere Ausnützung des egyptischen Bodens zu kümmern; stand aber im Urtheil des klugen Sir Evelyn Baring, den die Königin Victoria zum Lord Cromer ernannte, stets viel höher als Abbas Hilmi, der seinem Vater Tewfik, Husseins ältestem Bruder, 1892 als Khediw gefolgt war (und den Oheim nie lieben gelernt hatte). Am achtzehnten Dezember ist Abbas Hilmi, als Begünstiger und Günstling der Jungtürken, abgesetzt, Hussein zum Sultan, Oberstlieutenant Sir Arthur Henry Mac Mahon zum Oberkommissar ernannt und Egypten unter Englands Schutz gestellt worden.

Der Eindrang der Jungtürken in den Krieg, der Europens Völkern ihre „natürlichen" (klarer ausgedrückt: die von der Stammesart bestimmten) Grenzen geben soll und der, ehe dieses Ziel erreicht ist, nur durch Waffenstillstände unterbrochen werden kann, hat den Briten den letzten, den leichtesten Sieg über Bonaparte ermöglicht. Dessen Traum war, seit sein Auge Afrikas Nordküste sah, die Herrschaft über Egypten: also über den Weg nach Indien und in die fernsten Orientländer. Jahrzehnte lang schien Frankreich bereit, mit seinem Lebenssaft dieses Wunsches Erfüllung zu bezahlen. Franzosen haben für das Nilland Wichtiges gethan. Mongelle schützte es vor Ueberschwemmung; Jumel schuf ihm die Baumwollenkultur; Oberst Selves schmiedete die Waffe, mit der Ibrahims starke Hand schlug; Lesseps baute ihm den Kanal, der den Werth des von allen großen Eroberern begehrten Landes ums Hundertfache erhöhte. Noch ist England blind. Sein Gesandter, Stratford, sucht zwar die Konzession zu hindern; als sie aber gewährt ist, bespöttelt Palmerston (1857) den Plan im Parlament. Ihn und seine Landsleute dünkt der Einfall, das Rothe dem Mittelländischen Meer zu verbinden, die Frucht boshaften Kinderwahnes. Dann „ein macchiavellischer Gedanke, dessen Zweck ist, Egypten von der Türkei loszureißen und irgendeine Angriffsmöglichkeit gegen Englands indisches Reich vorzubereiten." So rauh klingts in den Tagen des Inderaufstandes; trotz Persignys Geflüster, Louis Napoleon sei tiefer als je von der Ueberzeugung durchdrungen, nur der Dreibund England, Frankreich, Rußland

könne die europäischen Geschäfte leiten. Erst D'Israeli wittert den Fehler und läßt dem Khediw Ismael seine Suez-Aktien (für hundert Millionen) abkaufen. Im londoner Auswärtigen Amt sagt Lord Derby zu Frankreichs Vertreter: „Ein Unternehmen, an dem unser Lebensinteresse hängt, können wir nicht der Alleinherrschaft Fremder überlassen." Ismael giebt der Finanzverwaltung zwei Häupter, einen britischen und einen französischen Aufseher; und bildet 1878 („weil Egypten nicht mehr in Afrika liegt, sondern zu Europa gehört") ein Ministerium, in dem, unter Nubars Präsidium, der Brite Wilson die Finanzen, der Franzose Blignières die Oeffentlichen Arbeiten leitet. Das währt nicht lange. Ismael verkündet, als „Willen der Nation", daß nur Eingeborene regiren dürfen, ernennt seine Söhne Tewfik und Hussein zu Ministern: und wird, auf franko-britisches Verlangen, abgesetzt. Als, im Winter 1881/2, der neue Khediw Tewfik von dem Nationalistenputsch seines Kriegsministers Arabi bedroht wird, ist in Paris Gambetta Ministerpräsident. Der Mann, der das (jetzt oft wiederholte) Wort sprach: „Im Bund mit Britanien und Rußland sind wir unbesiegbar." Auch am Nil will er unter allen Umständen mit England zusammengehen. Doch er wird früh gestürzt und Herr von Freycinet, der ins Auswärtige Amt einzieht, taumelt aus einem Entschluß in den anderen; heute ist er für, morgen gegen die Einmischung. In Konstantinopel beschließen die Großmächte ein protocole de désintéressement, das sie verpflichtet, in Egypten weder Gebietszuwachs noch Sondervortheil zu erstreben. Kaum ists unterzeichnet: da zeigt England der Hohen Pforte an, daß es das Nilthal und das Delta besetzen werde, wenn der Sultan noch länger zaudere, Truppen hinzusenden. Admiral Seymour befiehlt, die von Arabi begonnene Befestigung des Hafens von Alexandria einzustellen. Auf Freycinets Weisung fährt die französische Flotte am zehnten Juli 1882 von Alexandria ab: und im nächsten Morgengrau werden die Forts aus englischen Geschützen beschossen. Am vierzehnten besetzt Seymour die Ptolemäerstadt; leitet den Truppentransport nach Ismailia (am Suezkanal); wird Peer von England und erhält als Lohn eine halbe Million Mark. Im September schlägt Sir Garnet Wolseley den Rebellen Arabi bei Tel-el-Kebir und schickt englische Reiterschwadronen nach Kairo. Seitdem hat England immer wieder versprochen, das Land zu räumen; und sich von Jahr zu Jahr

fester dort eingenistet. „Wir sind zur Räumung entschlossen“, spricht Salisbury: und bleibt. Gladstone prophezeit, nach der Annexion Egyptens werde ein freundliches Verhältniß zwischen England und Frankreich auf lange Zeit hinaus unmöglich werden: und erweist sich, nicht zum ersten noch zum letzten Mal, als Trugpropheten. Der Sudan, der, nach Gordons Ermordung in der von den Mahdisten eroberten Stadt Khartum, geräumt worden war, wird, zehn Jahre danach, von Kitchener zurückgewonnen. Und schon redet England, als sei es Egyptens Oberherr. Als Major Monteil ins Nilthal vorrückt, sagt Sir Edward Grey, jeden Versuch, im Sudan sein Recht zu schmälern, werde England als einen unfreundlichen Akt betrachten. Als Hauptmann Marchand in Faschoda steht, treibt ihn und seine kleine Schaar Kitcheners Wink aus den Mauern. Ein Britengeschwader zeigt sich vor Biserta; und Tunesien wäre gefährdet, wenn Frankreich nicht vom Oberen Nil wiche. Herr de Courcel aber, der Botschafter, schreibt an seinen Minister: „Ich habe Lord Salisbury gefragt, mit welchem Recht Sirdar Kitchener sich Egyptens General nenne und warum für dieses Land weder dessen Minister noch der Sultan, sondern das Haupt des englischen Kabinets spreche, das auf Egypten nicht mehr Anrecht habe als die Regirung der Französischen Republik.“ Der Empfänger dieses Berichtes ist Herr Delcassé, der, als er vier Monate am Quai d'Orsay sitzt, den Wunsch ausspricht, „nicht eher von diesem Stuhl aufzustehen, als bis ein gutes Einvernehmen mit England hergestellt ist.“ Er hat den berliner Vorschlag (Münster-Hanotaux), die englische Machtdehnung in China und Portugals Kolonialabkommen mit Britanien zu hindern, ohne Antwort gelassen (und dadurch Holstein bis an dessen Lebensende erzürnt); er opfert den Erfolg von Faschoda, den letzten Vorsprung ins Nilthal dem höheren Ziel. Am achten April 1904 erreicht ers: in dem franko-britischen Vertrag, der den Franzosen Marokko, den Briten Egypten zuspricht und beide Großmächte nur verpflichtet, „den politischen Zustand dieser Länder nicht zu ändern.“ Aus dieser Pflicht löste die Franzosen der plumpe Fehler, an den der Ortsname Agadir erinnert; löste die Briten dieses (und manches andere) Fehlers Folge: der Krieg, den wir jetzt erleben. Marokko und Egypten sind Schutzgebiete der stärksten Westmächte geworden.

Was in dreißig Jahren britische Regirerkunst und Verwalter-

weisheit in Egypten geleistet hat, kann kein Geschimpf wüthender Narren wegschreien. Das erzwingt selbst vom Feind Bewunderung. Doch nicht jetzt gerade braucht ers in weilender Rede zu rühmen. Der (von Frankreich, Rußland, Italien gebilligte) Entschluß zum Protektorat wäre auch ohne Abbas Hilmis Uebergang zu Englands Bedrohern kaum noch lange aufzuschieben gewesen. Denn er ist die Vorbedingung zum Gelingen des Planes, den (wie hier oft erwähnt wurde) Britania seit dem Tag bebrütet, der sie das wahre Wesen der Jungtürkenherrschaft erkennen lehrte. Sie will, sie muß einen Khalifen haben, der ihrer Macht unterthan ist: sonst kann sie der siebenzig Millionen Musulmanen, die in Indien leben, nicht sicher sein; und nach deren Abfall, nach deren Aufbäumung gegen das Häuflein weißer Menschen wäre das wichtigste Glied des Weltreiches in Lebensgefahr. Die Türkensultane nennen sich seit vierhundert Jahren die Khalifen (Statthalter) Mohammeds und Großherren aller Gläubigen. Diese Titel und die daran geknüpfte Herrschaft über die Seele, den Glauben aller Mohammedaner haben sie an sich gerissen. Als Mohammed gefragt worden war, wer ihm ins Führeramt folgen solle, sprach er: „Die Treusten aus meiner Gemeinde sollen den Würdigsten wählen." Das geschah, ohne anderes Ceremoniale, durch den Beat: nach der Berathung legten die treusten Männer ihre Hand in die des Gekürten. Der Koran ist nicht in türkischer, sondern in arabischer Sprache geschrieben. Die Osmanen stammen nicht aus Mohammeds Samen, sondern aus des turanischen Nomadenhäuptlings Suleiman; sind die Erben der Söldner, die aus Asien kamen, erst unter den Abassiden, lange nach dem Sturz der Omaijadendynastie (750), Musulmanen wurden und seitdem für den Islam (und für sich) fochten. Sind also der Familie Mohammeds, des Apostels, den arabischen Haschem aus dem edlen Stamm Koreisch, nicht im fernsten Glied verwandt; und wanderten noch arm durch die Altaithäler, als die Jünger das leuchtende Wort Mohammeds auf Palmenblätter und Hammelknochen schrieben, die dann in eine Hauskiste geborgen wurden und aus denen, zwei Jahre nach des Apostels Tod, unter der Aufsicht seines Folgers Abu Bekr der Koran, die Bibel des Islam, entstand. Wird die Zeit wiederkehren, da, im zehnten Jahrhundert, drei Khalifen, von Kairo, Bagdad, Kordowa aus, einander schrill verfluchten und

die Rechte des Glaubenshauptes bestritten? Morgen kanns sein. Nach dem Ermessen menschlicher Vernunft (die im Orient, in der Zone des Irrationalen, freilich selten gesiegt hat) wird dann dem Osmanen nicht die größte Zahl der Muslim anhangen. Zu alt ist, aus zu ehrwürdigen Wurzeln stieg der Wunsch, des Türkenkhalifates ledig zu werden, der als ein Werk rechtwidriger Gewalt von allen ihm unterjochten Völkern gehaßt wird. Mohammeds Brut, die aus Konstantinopel, als der dort Thronende sich mit Fug noch den Herrn der Herren und den Beherrscher der Länder und Meere nennen durfte, mit Ehren, Pfründen, Geschenken (wenns ihr behagte, sogar mit Abgeordnetenmandaten) behäuft, nur von aller Macht, weltlicher und geistlicher, ausgeschlossen wurde, wird sich, in Mekka und Medina, im Yemen und Horan, in Assur und Bagdad, in neuer Hoffnung nun bald wieder regen. Schon ist empfohlen worden, die Sultane von Egypten und Marokko, den Bey von Tunis, die mächtigsten Herren und Seelenhirten aus Indien, Algerien, dem Kaukasus, Tripolitanien zur Wahl eines neuen Khalifen, zum Beat und zur Bestimmung seiner Wohnstatt zu vereinen. Das von der Kriegsgefahr ungerüstet überraschte Britenreich hat, mindestens in Osteuropa und Nordafrika, den Islam dadurch gekränkt, daß es die zwei auf englischen Werften bestellten Kriegsschiffe, für die der ärmste Fellach und Beduine seiner Lebensnothdurft ein paar Kupfermünzen abgeknickert hatte, den Türken, deren feindliche Absicht es ahnte, nicht liefern ließ. Das schien vielen Musulmanen, auch dem Jüngtürkenthum mißtrauischen oder erzfeindlichen, schnöder Trug. Der Eindruck dieses Fehlers (den Kitcheners Kenntniß der Orientmenschheit gewiß bedauert) ist fast schon verharkt, seit in den Dardanellen ein englisches Unterseeboot den „Messudieh“ (Glücksbringer) zerstört hat. Noch aber, trotzdem frühstens im Lenz der Suezkanal ernstlich bedroht werden kann, also zulängliche Frist zur Bereitung von Schützengräben, zur Armirung der Ufer, zur Einübung der portugiesischen und afrikanischen Truppen bleibt, noch zittern Englands Nerven vor der Frage, ob der Islam ihm treu oder abtrünnig sein werde. Der Mund des Khalifen, den dreihundert Millionen Musulmanen als den Statthalter Mohammeds anerkennen, kann die Antwort geben. Den Briten verbündet Frankreich, Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Rumänien, Griechenland und die Südslawenstaaten,

verbündet die stärksten Herren und Nachbarn muselmanischer Völker der Wunsch, den Osmanen die Khalifatsgewalt zu entreißen. Alle fühlen sich gefährdet, so lange der Stamm, den Europens Schwachheit vom Goldgebirg bis an das Goldene Horn vorstürmen ließ, im Islam die Seelen lenkt. Als Eduard der Siebente, vor elf Jahren, in Rom seinen Wirth Victor Emanuel an die uralte anglo-italische Freundschaft erinnerte und für jeden unter dem Panier der Freiheit und Civilisation auszufechtenden Kampf ihm Britaniens Hilfe verhieß, als 1906 Herr Tittoni, damals Minister, jetzt Botschafter in Paris, beim Festmahl der londoner Dante Society die Pflicht, dem Inselreich, wie in der Renaissancezeit, auch fortan die Freundestreue zu wahren, eine Grundmauer italischer Politik nannte, dachten die Festiger des Bundes an Libyen, das England, nach kurzem Zögern, auf Delcassés Rath der römischen Einflußsphäre zugesprochen hatte. Die Entwickelungmöglichkeit, die selbst nach der Algesiras-Konferenz noch fern schien, ward nun Ereigniß. (Ohne Agadir kein Marsch nach Libyen; ohne Tripoli kein Balkankrieg; ohne die dadurch erwirkte Schwächung Oesterreich-Ungarns und Stärkung südslawischer Stoßkraft kein Erdballsbrand.) Ueber Tripolitanien und der Kyrenaika schwebt, was auch in Stambul gelobt werde, eine stete Drohung, wenn der Khalifat am Bosporus bleibt und in seiner Weltgewalt wieder erstarkt. Für den Anglerwettstreit in der Adria hat England den fettsten Köder: „Ich bringe Dir, Rom, den bequemen Khalifen."

Sultan Hussein, dem der Anblick des Irensprossen Mac Mahon, eines dem Herzog von Magenta Verwandten, wohl die pariser Jugendtage ins Gedächtniß zurückruft, mag in seinem Palast lächelnd des größten Franzosenfeldherrn gedenken. Des Generals Bonaparte, der, während sein chinesischer Zwerg in Kairo zweitausend Flaschen des fürs Hauptquartier mitgebrachten feinen Bordeauxweines zu Schleuderpreisen verkaufte, in einem von sechs Vollblütern gezogenen Wagen durch die Wüste fuhr. Kein Araberauge hatte je Solches erblickt; jedes bestaunte den allgewaltigen Fremdling, den „zweifüßigen Löwen". Der hat den Erobererertraum vom Pyramidenland niemals verscharrt. Noch auf Sankt-Helena sprach er zu Las Cases: „England bebte, als ich die Hand auf Egypten legte und allen Europäern den Weg nach Indien wies. Sie brauchten nur vierzigtausend Familien am Nil

anzusiedeln, deren Heimathgesetze und Industrie einzuführen: dann war Indien den Engländern verloren.“ Unter Louis Napoleon stieg in Egypten die Zahl der französischen Siedler auf Zwanzigtausend und die Werthziffer der zwischen Marseille und Alexandria schwimmenden Waare schwoll über alles Erwarten schnell. Dennoch: Britisch-Indien und Britisch-Egypten. Den Wüstenleun scheuchte ein stärkerer westwärts. Daß sie nicht die Annexion, nur das Protektorat beschlossen, den Arabern also die Vorstellung eines selbständigen Staates gönnen, zeigt die Briten wieder als Meister der Völkerpsychologie (als die Bismarcks Wort sie pries: „In Egypten führen sie das Geschäft aller Europäer so gut, wie heute keine andere Nation könnte“). Freilich kann auch ihnen noch der Krieg bevorstehen, den, nach Volneys Meinung, jeder neue Herr Egyptens ausfechten muß: gegen die ins Nilland Eingeborenen. Doch fürs Erste buchen sie wichtigen Gewinn. Und Bonapartes Traumgebilde sind zerronnen. Nicht nur in Wüstensand.

## An der Kolubara.

Klemens Metternich, Oesterreichs Vertreter in Paris, wird am zweiundzwanzigsten Januar 1808 ersucht, noch am selben Tag zum Kaiser zu kommen. Ungestüm, wie aus dem Felsstein ein Sturzbach, sprudelts aus Bonapartes Mund. Er habe immer gehofft, zur Erhaltung der Türkei mitwirken zu können; doch britische Arglist dränge ihn auf die andere Seite. „Ich muß die Engländer da suchen, wo sie zu finden sind. Landzuwachs brauche ich nicht; so nützlich Egypten und ein paar andere Kolonien mir wären: mit Rußlands Vergrößerung würden sie zu theuer bezahlt. Auch Ihnen kann solche Vergrößerung nicht gleichgiltig sein; und mir ist ganz klar, daß Frankreich und Oesterreich eng aneinanderrücken müssen, wenn die Stunde zur Theilung der Türkei schlägt. Sitzen die Russen in Konstantinopel, dann brauchen Sie uns und wir Sie, um das Gegengewicht zu sichern. Oesterreich hat jedes Recht, zunächst schon das geographische, auf das Donauthal. Noch sind wir ja nicht so weit. Aber ich bitte Sie, Ihrem Hof zu melden, daß ich, wenn die Theilung der Türkei nöthig wird, auf die starke Vertretung Ihrer Interessen und Wünsche den höchsten Werth legen werde.“ Der Gesandte ist von Talleyrand vorbereitet worden; kann aber, weil er aus Wien noch keine Instruktion hat, der

Antwort ausbiegen. Napoleon heischt auch keine. Er weiß, daß die Türkei den Oesterreichern der bequemste Nachbar ist, viel bequemer als ein aufsteigender Slawenstaat, daß sie aber, um sich in leidlichem Gleichgewicht zu halten, zugreifen müssen, wenn den Erben Osmans die Beute abermals gekürzt wird. Er will ein Heer durch Dalmatien schicken, an der epirischen Küste sich Stützpunkte schaffen und fordert von seinem Stab genaue Angaben über die für einen Feldzug brauchbaren Wege durch Albanien. Dem Kaiser Franz hat er das Patronat über Serbien zugedacht. Wien will nicht; fürchtet, in eine Falle gelockt zu werden. Lassen wir, heißts am Ballhausplatz, uns in einen Kampf gegen die Türken ein, dann benutzt Bonaparte unsere schwache Stunde, schickt uns seine oder seiner Genossen Truppen auf den Hals und nimmt sich, was ihm beliebt; um die Grenzen Italiens, Dalmatiens, Galiziens schleicht schon das Gerücht, der Korse beschleunige den Abschluß des spanischen Handels, um seinen Arm für die Züchtigung Oesterreichs frei zu machen. Graf Stadion, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, müht sich, den Argwohn der Hohen Pforte zu schwichtigen, die Türkei von Oesterreichs Freundschaft zu überzeugen und sie zu einem Vorstoß in ihrem Bosnien und Albanien zu treiben. Das gelingt nicht. Doch im Centrum des Balkangeländes scheint der Türkenwunsch sich dem Interesse Oesterreichs verloben zu wollen. Serbiens Volk ist gegen die Tyrannei der Dahis aufgestanden und hat, unter Georg Petrowitsch Czerny, den seine Leute als den Schwarzen Georg (Kara Djordje) in Marschliedern feiern, die Janitscharen aus dem Land gejagt. Nach dem Fall von Semendria, einer alten Serbenresidenz, bleibt nur Belgrad noch den Türken. Und schon langt aus Montenegro, aus Bosnien die erweckte Sehnsucht nach nationaler Einung aller Serben über die Grenze. Freiheit vom Joch der Türkenknechte: ist überall die Losung. Fraglich nur, bei welcher Großmacht der befreite Staat fortan Schutz suchen solle. Den Anwälten Rußlands reckt Georg Petrowitsch sich entgegen (der Ahnherr der Könige Peter von Serbien und Nikola von Montenegro). Er hat unter Habsburgs Fahne gegen die Mondsichel gefochten, als Waldhüter österreichischen Stiftsherren gedient und kann nun nicht fassen, daß just die Wiener, durch ein Ausfuhrverbot, den Aufstand, der ihnen willkommen sein müßte, auszuhungern trachten. Napoleon

bietet Geld, Rußland liefert Waffen und Munition; doch Korn ist nur aus Oesterreich zu haben. Am siebenundzwanzigsten März 1808 verhandelt Kara Georg mit dem Freiherrn Joseph von Simbschen, Kommandanten von Peterwardein. Erweisen die Serben ihren guten Willen durch die Verpfändung Belgrads, dann wird Wiens Macht sie schirmen. Die Verhandlung wird in Briefen fortgesetzt, die der Russe Rodofinikin abfängt und durch Alexanders Gesandten dem Grafen Stadion vorlegen läßt. Der muß thun, als habe Simbschen auf eigene Faust gehandelt, und jede Mitwissenschaft leugnen. Als gar bekannt wird, daß Kara Georg dem Russen das Geheimniß der peterwardeiner Verhandlung entschleiert habe, flackert der Verdacht auf, auch die Auslieferung der Briefe sei das Werk des Serben: und Stadion läßt den dünnen Faden abreißen, der die Balkanrebellen den konservativen Wienern verbunden hat. Der Serbenheros geht über die Drina, will das Volk des Schwarzen Berges, will Bosniaken und Herzegowzen zur Gefolgschaft im Kampf gegen die Sultanshorde aufrufen; wird aber durch den Einfall des Paschas Churschid zur Umkehr gezwungen. Nur Rußlands Kriegserfolg an der Donau rettet den Serben einen Rest nationalen Lebens. Doch die Nahrungnoth weicht nicht; und der kühne Brigantenkopf Georgs merkt allgemach, daß Alle, die neben ihm um die Volksgunst buhlen, in gieriger Demuth nach Rußland schielen. Noch einmal setzt er auf Oesterreichs Karte. Schreibt, im August 1809, an Simbschen; sucht sich von dem Treubruch zu entschuldigen, betheuert seine redliche Absicht, stellt sich aber nicht mehr selbst zur Verhandlung, sondern läßt sie durch seinen Sekretär Jestitsch führen. Der bietet den Oesterreichern alle Serbenfestungen an; will Kaiser Franz sie nicht besetzen, so soll er mindestens in Konstantinopel einen den Serben günstigen Waffenstillstand erwirken. Stadion räth, die Festungen „in Depot“ zu nehmen und sich dadurch die Möglichkeit der Versicherung gegen die Einfälle bosnischer Banden ins Ungarland zu schaffen. Ehe aber die Verhandlung mit der Pforte, deren Hüter nicht aus freundlichem Auge auf die rebellische Rajah blicken, irgendeinen Ertrag gebracht hat, regirt am Ballhausplatz ein neuer Herr: Graf Klemens Metternich. Auch ihm ist die Rajah, die Heerde der Balkanchristen, deren hitziger Drang die Länder der ungarischen Krone bedroht, ein Dorn im Auge. Er sieht von West Frankreich

auf dem Weg über Dalmatien den Osmanenstaat gefährden, sieht Rußlands von Bonaparte begünstigten Vorstoß ins Donaugebiet, wittert den „Geist des Umsturzes“, der sich in Südslawen und Griechen regt, fürchtet das Feuer, das, in der ersten Nacht austro-türkischer Feindschaft, die Russen in Galizien anzünden könnten: und kündet dem Erdkreis Oesterreichs heilige Pflicht, die Türkei, deren Feinde die Habsburgs sind, im „status quo“ zu erhalten.

Serbien? Daß es in die Einflußsphäre gehört, die Oesterreich um keinen Preis schmälern lassen wird, müßte, nach Metternichs Meinung, jede Großmacht längst wissen. Ein selbständiges Fürstenthum böte den franko-russischen Brandstifterplänen den bequemsten Treffpunkt. Bis Serbien österreichisch wird (woran ernstlich erst zu denken ist, wenn die Gewitter aus Ost und West ausgetobt haben oder vorübergezogen sind), mag es türkisch bleiben. Rußlands wachsamer Agent Rodofinikin ist auf Urlaub: diese Zeit muß zu freundschaftlicher Vermittlung zwischen Stambul und Belgrad, aber auch zur Bereitung der Möglichkeit genützt werden, die Serben als doppelzüngig zu erweisen. Doch der Vertreter des Weißen Zaren gebietet noch aus der Ferne über größeren Anhang als Wiens Mandatare. Deren Eifer kann nicht verbergen, daß Habsburgs Wille unsicher schwankt, ins Banat andere Weisung schickt als nach Slawonien und, im Kreuzfeuer einander widersprechender, gefärbter oder grundfalscher Berichte, sein Ziel kaum noch klar erkennt. Und Franzens Oesterreich, das im Schönbrunner Frieden drei Millionen Menschen und hunderttausend Quadratkilometer verloren hat, wird selbst in den finstersten Balkanschluchten vom Nimbus des korsischen Siegers überstrahlt. Simbschen erhält den Befehl, den neuen Antrag des Schwarzen Georgs abzulehnen. Metternich fürchtet, die serbischen Festungen auf Napoleons Wink wieder räumen zu müssen oder den Türken als treulos und feindsälig verdächtigt zu werden. Da ihm aber gemeldet wird, daß die Serben eine Deputation nach Petersburg senden und ein pariser Vigilant ihnen Bonapartes Beistand verheißt, beschließt der Minister, Kara Georg zurückrufen und mit dem Häcksel der Hoffnung füttern zu lassen. Das Paschalik Serbien, dessen christlichen Bewohnern, nach Metternichs „Ueberzeugung“, jede Fähigkeit zur Schöpfung und Erhaltung eines Staates fehlt und das nur unter Oesterreichs Hut gedeihen könnte, muß endlich in

Ruhe kommen. Herr von Stürmer, der Internuntius in Konstantinopel, soll die Pforte zu gnädiger Milde stimmen. Was erstrebt der serbische Aufruhr? Kara Georg will Oesterreich als Schutzherrn; zunächst Konsuln, die in Wien und Belgrad die austroserbische Eintracht pflegen, und die Anerkennung, daß der Kaiserliche Internuntius befugt sei, am Goldenen Horn Serbiens Interesse zu wahren; für die Dauer türkischer Oberhoheit die Befreiung von jeglicher Dienstpflicht, die feste Begrenzung der Steuern und das allen Bekennern des Griechenglaubens zu verbürgende Recht, ihre Wohnstatt nach freiem Entschluß zu wählen. Dafür will Metternich sich nicht einsetzen; und das Schreckbild eines Kongresses der Großmächte, der, nach dem Serbenwunsch, die Zukunft des Paschaliks endgiltig ordnen soll, scheucht den letzten Zweifel aus seinem Hirn. Soll er der Pforte zumuthen, was sie nicht leisten darf? Gnade will sie gewähren; den Aufstandsführern, wenn sie in andere Osmanenprovinzen ausgewandert sind, Leben und Freiheit schenken; auf den Steuerrückstand der letzten fünf Jahre verzichten und die Abgaben, nach der bedingunglosen Unterwerfung der Rebellen, von serbischen Behörden einziehen lassen. Mehr ist auch von Wien aus nicht zu erlangen. Nach Napoleons Vermählung mit Marie Luise von Oesterreich schießt neues Mißtrauen aus der Osmanenerde. Jetzt wird Rußland der Anwalt Serbiens. Dessen Unabhängigkeit wird, gleich nach der Hingabe Bessarabiens, der Walachei und der Moldau, in dem Ultimatum Kamenskois verlangt, das, nach dem Fall Silistrias, die Bedingungen für den Abschluß des (seit 1806 währenden) turko-serbischen Krieges zusammenfaßt. Die Russen sind im Wettlauf vornan: im Winter haben ihre Siege an der Donau den Serben das Leben gerettet und im Frühling 1810 fordern sie die Abtretung des Paschaliks von der Türkei. Noch einmal nähert Kara Georg sich dem wiener Hof. Sein Gehilfe Jugowitsch bringt eine vom serbischen Nationalrath beschlossene Adresse, die dessen Glückwunsch zur Heirath der Erzherzogin Marie Luise ausdrückt, in die Hofburg und wiederholt die Bitte, die festen Plätze in Serbien mit österreichischen Truppen zu besetzen. Diesmal muß Metternich die Stirn entrunzeln; sonst streicht Rußland rasch den Spielgewinn ein. Dem braven Jugowitsch werden tausend Gulden (als Ersatz der Reisekosten) in die offene Hand gelegt; und dem Feldzeugmeister Simbschen wird aufge-

tragen, die Serben in die Gewißheit zu überreden, daß Oesterreich sie, sobald die dazu günstige Stunde schlage, ans Ziel ihres Sehnens führen werde. Wann aber schlägt diese Stunde? Unthätig will Georg sie nicht erwarten. Er wendet sich an den Marschall Marmont und läßt von Wucenitsch den pariser Boden abtasten. Rußland, mit dessen Macht seine Gegner, die Widersacher demokratischer Entwickelung, krebsen, ist ihm verdächtig. Doch Metternich hat nur glatte Worte und Napoleon empfiehlt die Verständigung mit den Russen. Deren Generalissimus findet am richtigen Tag einen Schleichweg in die Seelenfestung des noch unentbehrlichen Mannes: in einer Proklamation nennt er Kara Georg den Oberfeldherrn und mahnt die Serben, ihm in niemals wankendem Gehorsam sich anzuvertrauen. Russen und Serben vereinen sich, schlagen die Türkentruppe bei Jasika und durch die Donaufürstenthümer schwirrt das Gerücht, morgen werde das Heer Alexanders in Belgrad einmarschiren. Unsinn, sagt Fürst Franz Metternich (der seinen Sohn vertritt); der Zar hat keinen Appetit auf Serbien und Georgs Leute, die nur russische Waffen und Munition brauchen, würden sich heftig gegen die Moskowiterherrschaft sträuben. Graf Klemens ist noch in Paris und hat von Bonapartes Lippe das Gelöbniß vernommen, Serbien den Russen zu sperren. „Weshalb geht Ihr nicht hin? Ein Handstreich macht Euch zu Belgrads Herren." Klemens (der den status quo will) lächelt artig; und schweigt.

Seines Sehnens Ziel ist: das Vertrauen der Türkei. Ists erlangt, dann fällt Serbien sicher einst Oesterreich zu. Was bis dahin geschehen könne, solle, müsse, weiß weder der Sohn noch der Vater. Die Serben einschüchtern? Am dritten August verbietet, für die Dauer serbisch-russischer Kooperation, ein wiener Kabinetsschreiben die Ausfuhr nach Serbien; am elften wird, weil die Russen ergrimmen, die Serben die Möglichkeit der Vergeltung besinnen könnten, das Verbot auf den Kriegsbedarf beschränkt. Keinem die Zähne zeigen; immer hübsch still sitzen und auf die Gelegenheit lauern. Der Mann Marie Luisens kann übermorgen wieder unser Feind sein; damit wir auf seine Gnade angewiesen sind, hetzt er uns wider Russen und Türken. Kostbare Zeit wird unnützlich verzaudert. Im Hofkriegsrath empfiehlt Feldmarschall-Lieutenant Duka die schnelle Besetzung der serbischen Festungen. Kaiser Franz und Fürst Franz vermissen die „wirklich erwiesene Nothwendig-

keit“ und möchten erst eingreifen, wenn die Pforte sie darum ersucht hat. Ein Corps an der Grenze aufstellen? Das würde als unfreundliche Handlung gedeutet. Ein Generalstabsoffizier mag die Bewegung des russischen Heeres beobachten; Simbschen wieder heimlich mit den Serben verhandeln; und Oberstlieutenant Paulich als Konsul nach Belgrad gehen. Ohne Beglaubigung, versteht sich: denn den von Rebellentrotz geschaffenen Senat darf Oesterreich, als Hort der Legitimität und als Freund des Osmanensultans, nicht anerkennen. Nie aber ward einem Konsul ein dickeres Pflichtenbündel aufgebürdet. Paulich soll den (der Pforte verborgenen) Handel fördern, die Serben in den Glauben überreden, daß nur Oesterreich ihnen helfen könne und wolle, den russischen Einfluß abdämmen, Kara Georg (dessen Sohn in jeder österreichischen Erziehunganstalt willkommen wäre und gehätschelt würde) sammt seinen Gegnern ins Schmeichelgarn einfangen, den Bissen, den Habsburg vom Türkentisch begehrt, lecker zubereiten und nicht eine Minute lang vergessen, welchen Werth Belgrad, schon weil dort Donau, Theiß, Drawe und Sawe zusammenfließen, für die Strategie und den Lewantehandel der Nachbarmonarchie hat. Wenn Paulichs Leistung der Instruktion entsprach, mußte das Paschalik nach kurzer Frist von dem Ruf nach Oesterreichs Herrschaft widerhallen. Der Plan scheint von höchster Schlauheit besonnen; ist nur, leider, nicht mehr ausführbar. Der Senat beschließt, dem Kaiserlichen Konsul, den die Nation nicht brauche, jede Art amtlicher Anerkennung zu weigern. Und Kara Georg schreibt an Simbschen: erstens wisse das Serbenvolk nicht, welche Ehre dem Konsul gebühre, und fürchte, durch ungeschickte Haltung die Majestät des Kaisers zu kränken; zweitens könne in dem nur vom Trieb zu muthiger Selbsterhaltung erfüllten, vom Wirbel des Kriegergeistes durchwehten Land jetzt ein Beamter nicht mehr nützen, von dessen Wirken in ruhigen Tagen für beide Völker Vortheil zu hoffen war; und drittens würde die Zulassung des Konsuls die Russen, die in Waffen an der Grenze stehen und auf deren Hilfe Serbien hofft, mißtrauisch machen und vielleicht zu jäher Umkehr stimmen. „Wir erstreben weder den Sturz der Ordnung noch den Untergang der Türkei, sondern nur die Befreiung aus unerträglichem Joch. Ein Reich, das ein gepeinigtes, mit weinendem Auge sich für den Kampf um sein Lebensrecht waffnendes Volk eigen-

nützig auszubeuten suchte, wäre dem Blick des Heilands ein Gräuel.“ Wieder ist Jestitsch in Peterwardein der Vertreter, der Mund des Oberfeldherrn. Der, spricht er, sei als Anhänger Habsburgs den Russen verdächtig, werde von einem Offizier und einer vierzig Köpfe zählenden Ehrengarde bewacht und könne drum die Grenze nicht überschreiten. An der wichtigsten Stelle sagt der Briefträger Anderes als der Brief. Jestitsch bietet noch einmal die Festungen an. Kara Georg aber hat geschrieben, Oesterreichs Einmarsch in Serbien würde zwei Kriegserklärungen, aus Peters und aus Konstantins Stadt, erzwingen; deshalb müsse er der wiener Regirung rathen, seinem Heimathgebiet fern zu bleiben und durch die Besetzung Bosniens, die auch der Franzosenkaiser billigen werde, sich von Rußlands im Donauland erkämpftem Machtzuwachs schadlos zu halten. Serbien müsse unabhängig sein.

Niemals, schallt von der Pforte die Antwort des Reis Effendi zurück; Serbien ist und bleibt ein Theil des Osmanenreiches, das stark genug ist, jedem Heer, auch Habsburgs, den Weg nach Belgrad zu verriegeln. Als Mittler ist uns Oesterreich willkommen; den ersten Schritt zur Besetzung serbischer Festungen würden wir mit Waffengewalt abwehren. Noch aber möchten wir in der Donaumonarchie unseren Freund sehen und ihrem Wort trauen, daß sie die ungeschmälerte Erhaltung der Türkei wünscht. In Wien fehlt die Entschlußfähigkeit. Schon wird gemeldet, daß Rodofinikin nach Belgrad zurückgekehrt, Kara Georg durch den Archimandriten Philippowitsch für die Russensache gewonnen ist und eine Schaar russischer Ingenieure in den Festungwerken der Hauptstadt arbeitet. In dem Haus, dessen Portalinschrift die Namen Maria Theresia und Kaunitz vereint, rüstet sich dennoch kein Wille zu kräftiger That. Des Mühens höchstes Ziel ist der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der Türkei und Serbien, der Belgrad vor der Gefahr russischer Besetzung schützt. Im Banat wird Duka Oberbefehlshaber; in Peterwardein Simbschen durch den Feldzeugmeister Hiller ersetzt. Dessen Soldatenauge sieht nur zwei Möglichkeiten: den Einmarsch in Serbien und den Versuch, durch eine lückenlose Grenzsperre die Rebellen auszuhungern. Auf so steile Pfade läßt Metternich sich nicht locken; er will weder die Türken herausfordern noch den Serbengroll gegen Oesterreich wenden. Ist denn mit Kara Georg nichts mehr zu machen? Nicht viel; er

schickt Botschaften, sagt seinen Besuch an, verschiebt ihn dann wieder und bringt sich bei Hiller in den Verdacht, von den russophilen Landsleuten aus der Führerstellung gedrängt worden zu sein. Noch ists er nicht. Hat aber erkennen gelernt, daß er sein Schicksal nicht an die wiener Zauberpolitik knüpfen dürfe, und will pro futuro mit der Macht gehen, die sich bereit zeigt, den Serben dichteren Schirm als den freundlicher Worte zu bieten. Sein Instinkt trügt nicht. Auch nach Rußlands Siegen im Türkenkrieg beherrschen Metternichs Willensbezirk zwei Wünsche: nicht zu kriegerischem Handeln gezwungen zu werden und den Osmanenbesitz zu wahren. Die serbischen Aufrührer, schreibt er im Januar 1811 an Hiller, sollen die Waffen strecken und sich in die Gehorsamspflicht ducken; dann werde die Gnade des Großherrn ihnen, auf Oesterreichs Rath, manche Freiheit gewähren. Der Feldzeugmeister muß ihnen mittheilen, die Thatsache, daß er dem Rebellenführer die Uebernahme des Kommandos in einem amtlichen Schreiben angezeigt und einer Deputation Oesterreichs Schutz in Aussicht gestellt habe, sei der Anlaß zu einer Rüge aus der wiener Staatskanzlei geworden. Fünf Wochen danach, am zehnten Februar, rückt der russische Oberst Balla mit achthundert Mann und vier Kanonen in Belgrad ein. Milan Obrenowitsch hat ihn gerufen. Soll er der Senatspartei, den Russenfreunden, gegen die Demokraten helfen? Nach Rankes Angabe hat er auf Georgs Frage geantwortet: „Ich bin hier, um unter Ihrem Oberbefehl der Sache Ihres Volkes Beistand zu leisten“; hat, nach diesem schlau bedachten Wort, Kara Georg die Hand des Russen, „statt der des Kaisers“, geküßt. Er konnte kaum anders handeln. Oesterreich hat die Grenze gesperrt und läßt Kriegsbedarf gar nicht, Lebensmittel nur in winzigen Mengen durch. Aus Paris ist ein kleiner Geldbeitrag, doch kein bindendes Versprechen zu haben. Warum, fragt Kara Georg einen österreichischen Hauptmann, hat Ihr Kaiser nicht im vorigen Jahr dreißigtausend Mann nach Serbien geschickt? Knirschend wiederholen die wiener Generale die Frage; der Verlust Serbiens dünkt sie schlimmer als der des belgischen Niederlandes. Klemens Metternich fühlt, daß er die Gemüther beruhigen muß; kommt auch in solchem Drang aber nicht über Worte hinaus. Niemals, spricht er zu Stackelberg, Alexanders Gesandten, werden wir dulden, daß Rußland sich am rechten Donauufer fest-

setzt. (Daß er den Russen nicht eine Fußbreite dieses Bodens lassen werde, hat Napoleon nach Ballas Einzug den Wienern in unzweideutigen Sätzen zugesagt.) Die Stunde fordert Handlung. In Bukarest erörtern Russen und Türken die Bedingungen eines Friedensschlusses. Die Serben wollen Gewißheit. Ist Rußland zur Einlösung seines verpfändeten Wortes entschlossen und kann es unter allen Umständen Serbien schützen? Steht es noch unbeugsam auf Kamenskois Ultimatum, das Serbiens Unabhängigkeit von den Türken verlangt? Gesandtschaftsekretär Nedoba, der, als Nachfolger Rodofinikins, diese Fragen beantworten soll, betheuert, daß der Friedensvertrag schon abgeschlossen wäre, wenn Rußland sich nicht mit seiner ganzen Wucht für Serbien eingesetzt hätte. Verba et voces. In Wien wird zwar eine für das befreite Paschalik taugliche Verfassung ausgearbeitet. Aber Metternich hat sich in die Meinung verschanzt, daß mit des Aufruhrs Mächten nicht zu paktiren sei. Damit Hiller sich nicht zu weit vorwage, wird der Gubernialrath von Giuliani ihm als Civiladjutant an die Seite gesetzt. Der soll auch dafür sorgen, daß die Grenzsperre nicht allzu streng durchgeführt werde. Denn Oesterreich braucht den Import aus, den Export nach Serbien. Und die Städter murren schon.

Am zwölften Mai 1812 wird in Bukarest der Friedensvertrag unterzeichnet. Von Serbiens Unabhängigkeit ist darin nicht die Rede. Die Türkei verpflichtet sich, die Steuererhebung und wichtige Theile der Landesverwaltung den Serben zu überlassen; wahrt sich aber das Recht auf die Besetzung der Festungen. Mehr hat der Zar, dem der Angriff Napoleons den Arm lähmt, nicht durchgesetzt. Die Enttäuschung ist furchtbar. In dem langen Kampf ist das Land verarmt und alle Mühe, in Wien, Petersburg, Paris Helfer zu werben, unbelohnt geblieben. Ins Joch zurückkriechen? Niemals, ruft Kara Georg; eher er sich den Türken unterwerfe oder einem griechischen Fürsten huldige, werde er aus der Heimath scheiden und sein Lebensbleibsel in Montenegro fristen. Die Volksstimme jauchzt ihm zu. Schon aber sattelt die letzte Kosakensotnie die Pferde zum Abritt und aus kühleren Köpfen kommt die Frage, wie man aus eigener Kraft sich der Türken erwehren solle. Der Senatspräsident Milowanowitsch fordert den Kriegsherrn Kara Georg auf, noch einmal in Wien Hilfe zu erbitten. Doch Metternich will nicht verhandeln; er fürchtet, daß jeder Versuch, für Ser-

bien mehr herauszudrücken, als in Bukarest erlangt worden ist, die Türkei ärgern und den Russen nähern würde. Napoleons Rückzug, dessen Echo wie ein Wintersende ankündendes Lenzgewitter von den Balkanwänden widerhallt, wirbelt die verschüttete Serbenhoffnung in neue Brunst. Der neue Ernüchterung folgen muß. Europa hat andere Sorge; hat, im Kampf gegen den Korsen, keine Zeit, sich um die Südostecke zu kümmern. Churschid Pascha zertritt die jungen Halme des Freiheitwahnes. Kara Georg, dessen Guerillaplan von den Häuptern des Senates abgelehnt wird, muß der Uebermacht weichen und auf österreichische Erde flüchten. Nach fünfunddreißig Jahren erst, die drei Obrenowitsch und einen Karageorgewitsch auf dem Thron des durch den Hattischerif von 1830 geschaffenen Fürstenthumes sahen, wird, in San Stefano, Serbiens Unabhängigkeit von der Pforte anerkannt. Metternich hats nicht erlebt. Er (der zu sagen pflegte: „Hinter Erdberg liegt Asien!") schien die Opfer, die Habsburg zwei Jahrhunderte lang für die Abwehr der Osmanengefahr gebracht hatte, völlig vergessen zu haben. Rührte nicht einen Finger, um seinem Oesterreich die Rajah der Balkanchristen zu befreunden; wies aus kaltem Hochmuth das serbische Werben immer wieder zurück; und erwirkte dadurch das Uebergewicht Rußlands im Südslawenbezirk. Das, denkt er noch nach dem Frieden von Adrianopel, kann nicht dauern; und erwartet den Dank der Nachwelt für seine „weise Zurückhaltung", die das Türkenerbe dem Haus Habsburg sichern werde. Als Nikolai Pawlowitsch ihn in Münchengraetz fragt, ob auch er in dem Türken einen kranken Mann sehe, kommt aus dem Munde des Sechzigjährigen das unhöfisch spitze Wort: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?" Der Zar durfte über die niedliche Bosheit lächeln. Er hatte den Boden in aller Stille bestellt und wußte, daß von der Türkenbrandstatt fürs Erste kein anderer Schnitter ernten werde. Akerman und Adrianopel waren die Etapen auf seinem Eroberzug; die Generale Paskiewitsch und Diebitsch, aber auch die Dichter Puschkin und Gogol seine Gehilfen. In jedes Slawenherz wollte er das Bewußtsein unlöslicher Stammesgemeinschaft pflanzen und es mit jedem Nährstoff, reinem und unreinem, kräftigen, der irgendwo leicht zu erraffen war. Die von den Türken des Weiderechtes beraubte, mit Schwert und Feuer gepeinigte Südslawenheerde sollte in Rußland den einzigen Hort ihrer Hoff-

nung erkennen. Nie durfte sie, niemals einer ihrer Theile so stark werden, daß eine Schmälerung russischer Vormacht zu fürchten war; nur eben stark genug, um auf der südöstlichen Halbinsel, gegen austro-ungarischen und türkischen Einspruch, dem Zarenwort Geltung und Gehorsam zu sichern. Nikolai konnte in Münchengraetz lächeln und nach dem Mahl, in dessen Verlauf ihn Metternichs Erbanmeldung kitzelte, kniend dem Kaiser Franz schwören, daß er auch dem nächsten Habsburger unbedingte Treue halten werde. Der berühmte Staatskanzler, der sich an dem Glauben wärmte, der Menschen Wollen mit einem Blick bis an die Wurzel durchschauen zu können, ahnte nicht, daß der junge Herr, der neben dem alten Franz am Tisch saß, in dem Panslawismus sich eine Waffe schuf, die Oesterreichs Ruhe noch oft stören sollte. Und weil Jugend sich immer freut, wenn sie einen alten Fuchs überlistet hat, schrieb Nikolai nach der Heimkehr an Metternich, er habe erst jetzt erfahren, daß der Fürst seit den Tagen des Wiener Kongresses für die Privatbriefe, die er an den Zaren Alexander richtete, eine Jahresrente von fünfzigtausend Dukaten erhalten habe, bedaure, daß ein so nützliches Verhältniß nach Alexanders Tod nicht erneut worden sei, und bitte, nach der Wiederaufnahme dieser werthvollen Korrespondenz in jedem Jahr fortan Seiner Durchlaucht fünfundsiebenzigtausend Dukaten zahlen zu dürfen. Zwei Monate zuvor war, durch den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi, der Sultan dem Zaren verbündet und verpflichtet worden, keinem fremden Kriegsschiff je die Dardanellen zu öffnen.

Piemont hat Oesterreich aus Italien, Preußen hats aus dem Deutschen Bund gedrängt. „Die Lebensinteressen im Westen", mit deren Betonung Metternich die Schwachheit seiner Orientpolitik zu erklären suchte, sind nicht mehr in Gefahr, seit die Einung der deutschen und der italischen Stämme gelungen ist. Der Doppeladler durfte und mußte den Blick ostwärts wenden; Oesterreich-Ungarn sich wieder der Pflicht erinnern, die seine Lage, seine Geschichte, sein Völkergewimmel ihm aufgebürdet hat. Serbien gewaltsam der Monarchie eingliedern? Mit diesem Gedanken konnten kampflustige Generale spielen, die im Morawathal ein Lorberreis zu pflücken hofften; der verantwortliche Staatsmann mußte einsehen, daß die Annexion, wenn sie wider Rußlands Willen zu erringen war, das ganze Südslawenthum in wilden Haß gegen Habsburg peitschen und in den Entschluß drängen würde,

um jeden Preis, auch um den zarischer Oberhoheit, den letzten Slawensplitter aus Oesterreichs Leib zu reißen. Beust selbst, der sich bei der Addition des Möglichen so oft verrechnete, dachte nur an „moralische Eroberung", als er werbend rief, die Herren in Belgrad sollten nicht glauben, daß nur aus Petersburg ihnen das Heil kommen könne. Der „kranke Mann am Bosporus" ist nach dem Krimkrieg noch siecher geworden und jede ihm seitdem aufgezwungene Reform, die den Christen ein mit Mohammeds Gebot unvereinbares Recht zuspricht, wird von muslimischer Wuth an der Rajah grausam gerächt. Als Graf Andrassy den feinen Prunkbau am Ballhausplatz bezogen hat, grinst ihm, durch Aktenstaub und Spinnengewebe, eine große, schwer zu bewältigende Aufgabe ins Gesicht. Oesterreich darf den Russen nicht thatlos den Nimbus des Türkenbändigers gönnen, seinen Einfluß in den Westbalkan nicht versickern, Dalmatien und Istrien nicht ungeschützt lassen. Radetzky hat nach dem Pariser, Tegetthoff nach dem Prager Frieden empfohlen, sich als Schutzwall und Hinterland der Küstenprovinzen Bosnien und die Herzegowina zu sichern. Den selben Rath ließ, schon nach dem nikolsburger Praeliminarabschluß, Bismarck nach Wien gelangen. Und General Philippowitsch hört noch 1866 den Befehl, Alles für den Einmarsch in Bosnien Nöthige vorzubereiten, der beginnen solle, sobald der Schnee geschmolzen sei. Beust hat sich dem Plan der Krieger entgegengestemmt. Auch Andrassy sagt zu dem Botschafter Nowikow, er wolle weder die Donaufürstenthümer noch Bosnien der österreichischen Ländermasse zufügen und finde deshalb, wenn Rußland nicht etwa nach neuem Erwerb ausluge, nirgends den kleinsten Anlaß zu einem Konflikt der Kaiserreiche. In Berlin (1872) und Wien (1873) wiederholt ers vor dem Ohr Gortschakows, der ihm das Zeugniß ausstellt: „Der Freimuth seines Wesens und die Klarheit seiner Politik geben solchen Versicherungen einen unbestreitbaren Werth." Im Sommer 1875 bäumen die Bosniaken und Herzegowzen sich gegen das Türkenjoch auf. Im Frühjahr hat ein Petrowitsch, Fürst Nikola von Montenegro, der, den Kaiser Franz Joseph zu begrüßen, nach Cattaro gekommen war, dem Grafen Beck freiwillig die Absicht enthüllt, die Flanke des österreichischen Corps zu decken, das, wie er hoffe, bald in die Herzegowina einrücken werde. Diesmal soll Feldzeugmeister Mollinary, der das Generalkommando in

Agram hat, die Truppe führen. Wenn die Türkei sich als unfähig zur Ruhestiftung erweist und die Gefahr entsteht, daß die Serben aus den zwei Provinzen sich denen aus den Reichen der Obrenowitsch und Petrowitsch vereinen. Ehe die Signatarmächte des Pariser Vertrages vom Jahr 1856 sich über ein gemeinsames Programm verständigt haben, wird aus Konstantinopel der Sieg der Jungtürken gemeldet. Midhat Pascha regirt: nun muß Alles sich wenden und eine Fülle wohlthätiger Reformen endlich die Rajah erquicken. Kluge Orientalen lächeln freilich über den frommen Wahn und Nubar Pascha warnt in Paris den Botschafter Hohenlohe, die Sieger von gestern, die sich nur mit den Waffen der Glaubenswuth und des Rassestolzes behaupten könnten, für Freunde europäischer Gesittung zu halten. In der letzten Juniwoche hat ein Ultimatum aus Belgrad und Cetinje Bosnien für den Serbenstaat, die Herzegowina für Montenegro gefordert und ein paar Tage danach sind Truppen Milans und Nikolas an die Grenze vormarschirt. Steht Rußland hinter ihnen? Nein; sein Vertreter erklärt in Belgrad, der Friedensstörer habe nicht auf russische Hilfe zu rechnen. Am achten Juli besucht Alexander der Zweite in Reichstadt den Kaiser Franz Joseph. So lange es irgend geht, soll der Besitzstand des Sultans nicht geschmälert, nach einem Sieg den Angreifern nur eine unbeträchtliche Gebietserweiterung gewährt, in keinem Fall aber an der Donau ein neuer großer Slawenstaat geduldet werden. Lösen Serbien und Montenegro das Band, das sie an die Pforte knüpft, dann wird auch Bulgarien und Albanien von türkischer Oberherrschaft frei. Ueber diese Friedensbedingungen sind Gortschakow und Andrassy schnell einig; auch über Montenegros Recht auf einen nördlichen Adriahafen und über die Umstände, die Rußland zur Okkupation Bulgariens, Oesterreich zur Besetzung der vom Aufruhr ergriffenen Grenzprovinzen zwingen könnten. Doch hindert Gortschakow den General Tschernajew nicht, sich an die Spitze des Serbenheeres zu stellen, dem allerlei Kämpfer aus Rußland sich einreihen. Und Andrassy hehlt Herrn von Nowikow nicht das besondere Interesse der auf den nahen Orient angewiesenen Monarchie. „Als Nachbarn müssen wir wachsam sein; was ohne uns an unserer Grenze geschieht, geschieht gegen uns." Im November 1876, als die Pforte schon die russische Kriegserklärung erwartet, möchte Andrassy jeden Zweifel an seinem Wollen

tilgen. Das reichstädter Abkommen, sagt er zu Nowikow, giebt uns das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen; taucht eines Tages bei Ihnen der Wunsch auf, Serben und Montenegrinern Theile dieser Provinzen, altserbische oder albanische Landstriche zu geben, so ist unsere Zustimmung einzuholen; und der Sinn unseres Abkommens gebietet, Serbien, Montenegro und den Sandschak Nowibazar Ihren und unseren Truppen zu schließen. Der budapester Vertrag vom fünfzehnten Januar 1877 bestimmt: Oesterreich-Ungarn bleibt neutral, unterstützt Rußland nur mit diplomatischen Mitteln, gestattet ihm, wenn der Kriegszweck es fordert, die Ueberschrritung der Donau, auch die Kooperation mit serbischen und montenegrischen Truppen (doch nicht im Bereich dieser Fürstenthümer, die, wie Rumänien und Bulgarien, nicht wieder zu Kriegsschauplätzen werden sollen) und darf nach freier Wahl entscheiden, wann es Bosnien und die Herzegowina besetzen will. Am achtzehnten März wird in Wien ein Nachtrag vereinbart. Ist die Beantwortung der „Orientfrage“ nicht länger aufzuschieben, dann fällt den Russen Bessarabien, den Oesterreichern Bosnien und die Herzegowina, den Griechen der Epirus und Thessalien zu; Bulgarien, Albanien, Rumelien werden unabhängig; Konstantinopel erhält die Rechte und Pflichten einer Freien Stadt; die Verständigung über den Sandschak wird vorbehalten; beide Kaiserreiche werden sich dem Versuch widersetzen, auf den Trümmern der Türkei einen starken Slawenstaat zu gründen. Sauber wird jedes Reiches Einflußsphäre abgegrenzt; und Alexanders Botschafter zieht auf der Karte selbst den Strich, der Serbien in Oesterreichs Zone weist. In der vierundzwanzigsten Aprilnacht beginnt der russische Vormarsch. Im Sommer wiederholt Andrassy den Entschluß, westlichen Machtzuwachs Serbiens, nördlichen Montenegros nicht zu dulden und, wenns sein müsse, mit Waffengewalt zu hindern. Nach dem Friedensschluß von San Stefano erklärt er dem General Ignatiew, er könne diesem Vertrag, der Rußlands Balkanmacht ins Ungeheure dehne, nur zustimmen, wenn eine selbständige Provinz Makedonien (mit Saloniki als Haupt- und Hafenstadt) geschaffen werde und eine Zollgemeinschaft die Westbalkanstaaten dem Habsburgerreich verbünde. Auf dem Berliner Kongreß, der das Werk von San Stefano zerfetzt, deklamirt, am letzten Tag, Gortschakow: „Wenn Mängel der türkischen

Verwaltung Oesterreich-Ungarn zwingen, den Sandschak Nowibazar für eben so unbegrenzte Zeit zu besetzen wie Bosnien und die Herzegowina, so wird die Russische Regirung nicht widersprechen." Siebenzig Jahre nach dem ersten Hilferuf des Schwarzen Georg. Hat Oesterreich gesiegt? Sein Recht auf die Vormachtstellung im Westbalkanbezirk, auf Garnisonen „bis hinter Mitrowitza", ist von Europa anerkannt und Rußland hat feierlich versprochen, ihm auch im Sandschak kein Hinderniß in den Weg zu stellen.

Doch keine Ewigkeit giebt zurück, was man von der Minute ausschlug. Wieder ein zerrinnender Wahn Bonapartes: daß Nationen sich demüthig in jeden Staatsverband einschnüren, einflicken, einklemmen lassen. Nach dem reichstädter Abkommen war die Annexion serbischen Gebietes nicht mehr möglich; nach Serbiens Siegen über Türken und Bulgaren mußte jedem Oesterreicherkrieg gegen das junge Königreich ein Racheverhängniß folgen. Das Jahrhunderte lang auf zerstückter Erde schmählich geknechtete Serbenvolk wurde frei und durfte, endlich, sich wieder dehnen. Aus Kämpfen, die heldisch (und, nach dem Urtheil der Griechen, Armenier, Juden, Türken aus Adrianopel menschlich) geführt wurden, zog es in Skoplje ein, in Duschans lange verwaiste, lange beweinte Hauptstadt, und erhoffte neuen Abglanz der Zeit, da dieser große Serbenzar, der Romäerkaiser Stephan, in Albanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien gebot, der Schutzherr des Basileus von Byzanz und der Republik Ragusa war und in Pherae seinem Reich einen nur ihm gehörigen Patriarchen kürte. All diese Herrlichkeit war am Veitstag der Amselfeldschlacht, in der, bei Kossowo, Sultan Bajesid den Serbenkönig Lazar schlug, verscharrt worden. Nun erst, nach fünfhundertfünfundzwanzig Jahren, stieg die von Kriegerruhm durchklirrte Geschichte aus der Gruft; und erfüllte jeden im Gefecht oder in glanzlos mühsamer Arbeit fürs Vaterland bewährten Serben mit dem stolzen Bewußtsein, daß er selbst, daß seine Volkheit sich den Werth schuf. Der von dem Spitzel Nastitsch mit gefälschten Dokumenten angezettelte Prozeß, der sie als tückische Verschwörer gegen Oesterreichs Ruhe stäupen sollte, hatte ihr aus dem agramer Gerichtssaal einen Triumph gebracht. Der Bukarester Friede das Bündniß mit Rumänien und Hellas und die Herrschaft über Makedonien. Nicht Trunkene nur durften hoffen, auch an die See, die

allen anderen Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie nicht brauchen) offen ist, nun zu gelangen: den silbernen Doppeladler im Goldpanzer wieder bis an die Adria blinken zu sehen. Weigerte Oesterreich den Ausgang ins Meer, dann mußte die Wendung aus den Tagen des Kara Djordje und des Russen Balla sich erneuen und aus Belgrad die Sehnsucht, eine den Sturm ankündende Möwe, in Rußlands kalten Orient aufflattern. An dem vierten Julitag, der Deutschlands und Oesterreichs Erlebniß in Schicksalswehen riß, war hier die Sturmwarnung zu lesen. „Sind unsere behenden Schreiber denn aller Geschichte, alles Geschehens und Werdens so unkundig, daß sie, denen Krieg doch das schlimmste der Uebel scheint, nicht ahnen, was sie bereiten, wenn ihnen gelingt, zwischen Oesterreich-Ungarn und der angrenzenden Slawenwelt die Vulkanskluft noch zu tiefen? Unter Habsburgs Szepter wohnen mehr Serben als in den Königreichen Peters und Nikolas; ist das Gravitätcentrum des Serbenstammes, der Schwerpunkt, der, damit der Stamm nicht falle, gestützt werden muß. Und vor zweiundbreißig Jahren hat Peter Schuwalow, der nicht ins Blau schwatzte, sondern Körnchen vom ‚esprit de l'avenir' in sich hatte, geschrieben: ‚Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens. Wie Fels ist in mir die Ueberzeugung fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.' Rühret nicht muthwillig daran!" Acht Tage später, nach raschem Rückblick auf die Mär von der Nibelungennoth: „Soll in Blut und Brand eine Welt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines treuen Tronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Knaben Hand ein Unschuldiger gefällt worden ist? Weh Jedem, der diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung schauen muß!" Deutlicher durfte, ehe das Ergebniß der Vereinbarung über die an Serbien zu sendende Note bekannt war, der deutsche Politiker nicht warnen. Was von der Minute (der letzten: am Ende der Tschatalbscha-Wochen) ausgeschlagen worden war, brachte das Hundsgestirn von 1913 nicht zurück. Als Oesterreich-Ungarn, wie Herr Giolitti Allen, die es noch nicht wußten, durch Urkunden bewiesen hat, vor anderthalb Jahren sich in den Entschluß zum Kriege gegen die gedemüthigten, doch nicht geschwächten Serbenstaaten aufraffte, wars zu spät; und Italiens Widerspruch konnte den kühl wägenden, nicht von Haß blinden Staatsmann ein Glückszufall dünken.

Auch den deutschen, in dessen Gedächtniß der Sinn des bismarckischen Satzes gespeichert war: „Nicht blos der Panslawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst heute noch die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste, können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt." Das aber war im Sommer 1913 schon geschehen.

Der Krieg hat manche enttäuschende Erkenntniß gebracht. Die grassesteDenen, die insgeheim oder öffentlich gemeint hatten, den winzigen, armen, von zwei schweren Feldzügen morschen Serbenstaat (der noch im Mai achtzig Millionen Mark, statt sie, nach dem Wunsch seiner Generale, an die Wehrstärkung zu wenden, für aus Deutschland zu kaufendes Eisenbahnmaterial bestimmt hatte) werde Oesterreich-Ungarns Großmacht rasch überrennen. „Von Semlin ists ein Katzensprung. Königreich? Ein Schmarren!" Zehnmal lasen wir, eine Division, ein Corps, mindestens fünfmal, das ganze Heer sei aufgerieben, in strolchende Banden zersetzt, völlig vernichtet. So wilde Schreiberei hat der uns verbündeten Monarchie schlecht gedient. Oesterreichs Truppen, an deren Tapferkeit und Ausdauer wir nicht zweifeln dürfen und die das Landeshaupt von Bosnien, der oft gerühmte Feldzeugmeister Potiorek, führte, sind von muthigen Männern aus echtem Kriegerstamm und guter Drillschule, sind von der Strategenkunst des Wojwoda Putnik und dem Feldherrninstinkt des Generals Michitsch geschlagen worden. Das wird nicht zum Trost gesagt. Als San Giuliano die Frage las, ob Italien die Folgen der Kriegserklärung an Serbien mittragen wolle, stand hier: „Noch Serbiens Drittes Aufgebot, Leute über Fünfundvierzig, scheuchte die Bulgaren wie ein Hasenvolk. Der serbische Schütze hat sich auf der Walstatt wie im Waidwerk bewährt. Mobilmachung, Generalstab, Mannszucht, Sanitätwesen, Feuerdisziplin: Alles hohen Lobes würdig. Und der in karge Schlichtheit gewöhnte Agrarstaat hat den langen Kriegszustand besser, mit geringerer Kerneinbuße, überdauert als ein feiner verästeltes Gebild." Die Botschaft von Serbiens großem Sieg an der Kolubara, die wichtigste Post aus vier Dezemberwochen, die auf keiner Front etwas einer Entschei-

dung Aehn'sches sahen, brachte den Oesterreichern und Ungarn Schmerz, doch nicht Schmach; den Verlust vieler, vieler tüchtigen Männer, neuer Geschütze, Gewehre und kostbaren Kriegsgeräthes, aber keines Plättchens vom Schild ihrer Waffenehre. Der wäre häßlich zerschrammt und zerbeult, wenn Serbiens Heer ausgesehen hätte, wie Rüpelwuth es zuvor malte. Dem Rath, schnell nur, um Rumänen, Bulgaren, Hellenen nicht schwächlich zu scheinen, eine aus eigenen und deutschen Brigaden gebildete Armee nach Serbien zu schicken, das neue, kräftige Offensive kaum ertrüge, müßte Oesterreichs Selbstgefühl widerstreben. Auch Oesterreichs Klugheit: denn schwächlich schiene es erst, wenn es wider den kleinen Nachbar seinen stämmigen Genossen, die zweite Großmacht, herbeirufen müßte. Das ist nicht nöthig. Die Könige Peter und Nikola mögen sagen, von allen in den Krieg gedrängten Europäerreichen seien nur ihre und die Inseln des King George von Feindestruppen ganz frei: ihre Zukunft und ihr Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn wird durch die Ziffer des Würfels bestimmt, der, diesseits oder jenseits von den Karpathen, auf ungarische oder polnische Erde fällt. Lernten Wien und Budapest endlich die Kunst politischer Kriegführung? Allzu lange kam aus ihren Amtspalästen nur Sperrweisung; Italien dürfe nicht nach Valona, Griechenland nicht nach Koryţa, Serbien nicht nach San Giovanni di Medua, Montenegro nicht nach Skutari, Rumänien zwar nach Bessarabien (das der wiener Nachtrag zum budapester Pakt von 1877 doch dem Zaren zusprach), aber nicht in Bosporuseintracht mit Rußland. Aus Verneinung und Verbot flammte niemals begeisternde Freude. Griechenland ist am Ziel des Epirotenwunsches. Italien hat Valona besetzt (und in allen Provinzhauptstädten lauter als je das Andenken des Irredentisten Oberdank gefeiert, der 1882, von österreichischen Richtern eines Anschlages auf das Leben Franz Josephs schuldig gesprochen und im Dezember enthauptet wurde). In Rumänien wirkt der Tag von Konstanza fort. Ein Piemont auf der Ostflanke der Adria würde dem Haus Habsburg-Lothringen gefährlich. Dessen Herr aber wird dem Titel des „Großwojwoda der Wojwodschaft Serbien“ für die Dauer nicht lebendigeren Inhalt zurückgewinnen als dem des Monarchen über Illyrien, Jerusalem, Toskana, Modena, Parma, Lothringen. Auch dem erstarkten Oesterreich müßte Staatsmannsweisheit edle und klare Verständigung mit Serbien empfehlen. Das ist einmal schon,

aus dem Amselfeldgrab, auferstanden. Fände gegen Nord und West stets wieder Streitgenossen. Und schöpft für ein Jahrhundert aus dem Kolubaraquell zum schwersten Kampf stolzen Muth.

## Feind und Freund.

Drei Könige führte Gottes Hand
Durch einen Stern aus Morgenland
Zum Christkind durch Jerusalem
In einen Stall bei Bethlehem.
Da knien sie nun und weihn dem Kind
Gold, Weihrauch, Myrrh zum Angebind.

Gold zu häufen, ist uns verboten. Des Weihrauches ward Deutschen allzu viel. Myrrhe schmeckt bitter, hat aber Säuberkraft und deutet, nach altem Kirchensang, auf Menschengebrechen. „O Gott, halt uns bei dieser Lehr, dem Irrthum und dem Abfall wehr!"

Der Argotforscher Sainéan hat die Herkunft des Schimpfwortes „boche" aufgehellt. Abkürzung von caboche; Sinn: Klotzkopf. Und weil der Deutsche dumm, täppisch, schwerfällig, unbelehrbar ist, zeichnen die Wörter boche und alboche getreulich seines Wesens Sonderheit. Weil er, wie jeder Tag lehrt, in der Buchdruckerkunst nichts leistet, nannte ihn schon vor vierzig Jahren das Rothwelsch der Setzer tête de boche. Nun wissen wirs also. Die widrigste Scheusäligkeit entschleiern aber die boches erst jetzt. Den Belgiern pressen sie vierhundertachtzig Millionen Francs ab, die von den neun Provinzen in zwölf Monatsraten aufzubringen sind. Die Antwerpener müssen außerdem täglich achtzigtausend Cigarren, siebenzehnhundert Packete Rauchtabak, eine Viertelmillion Cigaretten liefern; die Optiker und die Zahnärzte der Scheldestadt haben Offizieren und Mannschaft mit Geräth und Technik zu dienen. Hat jeder boche noch einen Waffenrock? Nein; mancher, berichtet ein „Augenzeuge" nach London, trabt im hellen Bürgerkleid, ohne Helm, mürrisch in den Schützengraben. Kein Wunder, daß die frierenden, hungernden, mißhandelten Leute wie Raben stehlen. Den Gemeinen wärs am Ende noch verzeihlich. Doch das Aergerniß kommt, wie in Wallensteins Lager, von oben. Daß der Kronprinz ganze Schlösser ausgeräubert, lange Frachtzüge mit glitzernder Beute nach Berlin geschickt hat, hörten wir längst. Auch aus Ost kam, vor den Drei Königen, nun ein Himmelslicht. Die Frau des Feldmarschalls von Hindenburg, die, als Barmherzige Schwester, ihres Mannes Armee begleitet, hat zur Plünderung

Des dem Grafen Swiatopolk Czetwertynski gehörigen Schlosses kräftiglich mitgewirkt und danach, um des Verbrechens Spur zu tilgen, den Befehl zur Brandstiftung gegeben. Das ist lautere Wahrheit: denn der dem Gräuel entkommene Gutsverwalter hats einem in Petrograd öffentlich Meinenden erzählt. „Les boches!“

Balsamische Myrrhentinktur. In der Gazette de Lausanne räth „ein österreichischer Diplomat, der einst berühmt war“, seinen Landsleuten, sich flink vom Deutschen Reich zu lösen. „Nur die Schwächung dieses Reiches dürfen wir wünschen. Die Russen könnten Konstantinopel und anderes Türkenland, die Serben einen Theil Albaniens nehmen und den Italern, unseren ewigen Feinden, die Herrschaft über die Adria verriegeln. Ist Preußen besiegt und Deutschland morsch, dann erst können wir, Europen und der Menschheit zum Segen, ein neues Deutsches Reich gründen, ein friedliches, nicht eroberungsüchtiges, Galizien, die Bukowina, Siebenbürgen behalten und in Mitteleuropa wieder die Vormachthöhe erklettern. Selbst wenn das preußische Deutschland siegte: wir blieben besiegt; doch an Deutschlands Niederlage ist nicht mehr zu zweifeln.“ Schon deshalb nicht, weil es bald kein Brot haben wird: sagt, im Économiste Européen, Herr Théry. „Jeden Tag einen Sieg zu erlügen, ist leicht. Schwerer, achtundsechzig Millionen Menschen Brotkorn zu schaffen. Der Versuch, Frankreich geschwind zu zerschmettern, ist mißlungen und die Ernte des Jahres 1914 war schlecht. Ueberwachen wir sorgsam alle Grenzen, dann wird den Deutschen unmöglich, das Getreide einzuführen, das sie im Frühling brauchen.“ Der Strafbarkeit als unwahr erweislicher Siegesbotschaft eingedenk zu bleiben, mahnt ein deutsches Generalkommando; und wird in Petrograd gelobt. Von dort rufen die Gewaltigen über den Erdball hin: „Während die Berichte des russischen Generalissimus, wie in allen neutralen Ländern anerkannt wird, das Geschehen, auch unbeträchtliches, nüchtern darstellen, bieten die deutschen ganz andere Bilder. Neulich erzählten sie stolz, das Russenheer sei auf allen Punkten der Front völlig geschlagen, von dem deutschen ein glänzender Sieg erkämpft worden. Dieser Siegesbericht gab weder irgendeinen Ortsnamen noch eine strategische Einzelheit; sprach weder von Verlusten und Beute noch, wie sonst der Sieger pflegt, von Gefangenen, sondern beschränkte sich auf die schwer nachprüfbare Angabe, das deutsche Heer habe triumphal gesiegt. Der Zweck solchen

Geräusches ist so leicht erkennbar, daß wir die Oeffentliche Meinung Europas, in deren Dienst gewissenhafte und zuverlässige Beobachter stehen, nicht davor zu warnen brauchen. Diese Meinung nach ihrem Willen zu kneten, gelingt den Deutschen nicht. In ihrer Heimath und in der Türkei mögen sie als Sieger gelten; die neutralen Länder wissen längst, was von so undurchsichtigen Berichten zu halten ist." Daß Kindsköpfe einen Strategenerfolg, der den Winterfeldzug erleichtern kann, in einen Riesensieg bauschen, ist nicht der Heeresleitung ins Schuldbuch zu schreiben. Von Ost wieder nach West. In Schottland spricht Lord Rosebery über die Beschießung des englischen Seebades Scarborough. „Ein Schriftsteller unseres Landes fand die Königin Marie Antoinette so schön, daß er glaubte, alle Degen Frankreichs müßten, sie zu schützen, aus der Scheide fliegen. Wenn die unserer geliebten, herrlichen Küste von dem deutschen Geschwader angethane Schmach nicht jedes Schottenschwert aus der Scheide lockert, habe ich meine Landsleute nie gekannt." Als Marie Antoinette des Schutzes bedurfte, blieb mancher Degen ungezückt. Marinesekretär Winston Churchill schreibt an den Bürgermeister von Scarborough: „Die unersetzlichen schnellen Kreuzer der deutschen Flotte wurden an das flüchtige Vergnügen gewagt, recht viele Briten, einerlei, welchen Geschlechtes und Alters, zu töten. Die Hast des Rückzuges lehrt uns die Furcht des Angreifers ermessen. Welche Waffenthat den deutschen Seekriegern fortan auch gelänge: so lange sie über die Meere hin führen, trügen sie das Brandmal der Kindertöter von Scarborough." Klotzköpfe, Lügner, Räuber, Mörder. Ihre Genossen? Arme Schächer. Im „Temps" wird erzählt, Franz Josephs Botschafter in Rom habe die Niederlage an der Kolubara in einer Note erklärt, die sagt: „Das austro-ungarische Heer war Tage lang ohne Nahrung und Munition und die Mannschaft so entkräftet, daß Zehntausend an Hungersnoth starben. Dieser Umstand ermöglichte den Serben die Vernichtung unserer Armee." Könnte ein Botschafter solche Hungernote im Amt überleben? Im „Matin" werden deutsche Briefmarken abgebildet, denen, über der Randinschrift „Deutsches Reich", in schwarzer Farbe der Vermerk aufgestempelt ist: „Schweiz. 25 Centimes." Sie sollen erweisen, daß für den Ueberfall der Schweiz alles Nöthige eben so gründlich wie für Belgiens vorbereitet war. „Der Beweis dieses tückischen Planes, den die Länderdiebe und Völkerhenker, die Schänder Europas,

hegten, ist sichtbar und greifbar. Wenn unsere schweizer Freunde die verrätherischen Bildchen betrachten, werden sie vor dem Urtheil über ihre östlichen und nördlichen Nachbarn nicht schwanken." Die sieht selbst in ihrer Heimath jedes fromme Herz mit Schaudern. „Süddeutschland haßt die Preußen. Die kamen erst jüngst wieder, am zehnten Dezember, in einer antwerpener Kaserne mit den Bayern in ein böses Handgemeng. Dieser Hader der Stämme zermürbt die Seelenkräfte des deutschen Heeres." (General Bonnal.) Das denkt auch nur noch an den Rückzug aus Frankreich an den Rhein. „Seine besten Truppen hat Deutschland verloren. Aber ihm bleiben noch Männer; und im Schutz eines Grabens kann ein Soldat sich so gut wie der andere vertheidigen. Halb blind oder buckelig: wenn er nur eine Schulter hat, an die er das Gewehr lehnt." Ein Elsässer hats einem pariser Reporter anvertraut. Der macht sich auf die Socken. In Karlsruhe sind die Häuser bewimpelt und auf offenem Markt zwölf Kanonen ausgestellt. Französische? „Dicht bei Paris hat unser Vierzehntes Corps sie erbeutet." Schwindel. Veraltetes Geschütz; vielleicht gar nicht aus Frankreich. Oder von 1870? Stimmt: bei Marau ertastet das Auge des Parisers auf ganz ähnlichem Schießgerümpel die Stellen, wo das N und der Kaiseraar abgesprengt wurden. Fauler Zauber. Auch bei Marau werden schon Schützengraben eingerichtet; eine ganze Höhlenstadt soll die Flüchtlinge herbergen. „Raben kreisen durch die Luft, als ahnten sie, daß ihnen hier eine Weide entsteht." Schlimm: ein Kutscher schweigt, als er gefragt worden ist, ob er an den Sieg der Deutschen glaube. Fand er die Frage, wie sein Franzos das in Karlsruhe ausgestellte Geschütz, veraltet? Wieder General Bonnal: „In Elsaß-Lothringen hat die Germanisation sich seit dem Kriegsbeginn in die tollste Roheit gesteigert. Ein Elsässer, der verdächtigt wird, die Hand eines französischen Soldaten gedrückt zu haben, kommt ins Gefängniß oder ins Zuchthaus. Diese Schreckensherrschaft, die Elsaß-Lothringen heldenmuthig erträgt, weil es wieder französisch zu werden hofft, muß unseren Willen stählen, den Feind so niederzuwerfen, daß er Bedingungen annimmt, die für Jahrhunderte Europas friedliche Ruhe verbürgen."

„Nimm die Myrthen bittrer Reue! Ach, mich schmerzet meine Sünde..." Herr Pichon, Delcassés Folger und Vorgänger, scheint noch nicht bis ins Innerste von der Siegesgewißheit des Generals durchdrungen. Jeder Tag, sagt er, „lehrt mich den Nutzen eines

Abkommens klarer erkennen, das die Japaner uns auch für den Festlandskampf verpflichten würde. Das Schicksal, das Leben Frankreichs, die Zukunft, der Friede Europas steht auf dem Spiel. Wir müssen die Gefahr der Barbarenherrschaft abwehren. Um jeden Preis. Kein Hinderniß darf Den schrecken, der mit aller Seelenkraft unserer großen Sache dienen und ihren endgiltigen Triumph sichern will." Kein Geschwätz darf uns aus der Rechnung mit dem Eingriff japanischer Landmacht verleiten, der vielleicht näher ist, als wir wissen sollen. Warum dürfte Herr Pichon nicht als schwierig schildern, was schon erlangt ward? Tongking und Anam wäre kein übler Bissen; und die Glorie der Asiatenmacht, die nach Europa Kriegsentscheidung gebracht hätte, würde sogar Mandschuherzen erwärmen. Nur Fritz, le grand boche, und seine Nachfahren werden geschmäht, wenn sie in grimmem Kampf ums Dasein sich zu Trugmitteln erniedern. Sie treibens aber auch zu arg. „Auf die Bahnhofstafeln von Ostende haben die Deutschen das Wort ‚Kales' geschrieben, damit die ankommenden Soldaten sich in Calais glauben. Der Kaiser giebt, wie auf einer Vergnügungreise, im Voraus die Daten seiner Einzüge an. Fünfzehnter August: Nancy. Vierter September: Paris. Zehnter Oktober: Warschau. Das ist der Bluff eines Verzweifelnden. Studenten wurden mit der Hoffnung geködert, auf unseren Elysischen Feldern in Parade zu stehen: und mußten dann, unter Granatenfeuer, im Yserschlamm Gräben ausschaufeln. Das ist Friedrichs Schule. Der schon hat den Feldherren empfohlen, Komoedianten zu werden, Fehlschläge knapp zu erwähnen und überall auszubrüllen, ein Preuße sei so viel werth wie vier Feinde, brauche vier, wenn ihr Hintern nur seinen Absatz gespürt habe, nicht mehr zu fürchten. Wie aber endete dieser Friedrich? Er selbst fand sich reif für den Schinder. Als er bei Kunersdorf geschlagen ist, stellt er sich krank, giebt das Kommando ab und entnimmt dem Goldbüchschen, das auf der nackten Brust hängt, achtzehn Opiumpillen. So gehts Denen, die sich unbesiegbar wähnen. Und so möge es wieder werden!" Herr Lenôtre spricht: und stutzt die Geschichte wie sein Ahn in Versailles die Bäume. Nach Kunersdorf hat Fritz noch ein Weilchen (siebenundzwanzig Jahre) gelebt. Und Preußen dankt ihm Schlesien, Westpreußen, Ostfriesland sammt dem Großmachtrang. Kein karger Ertrag. Und so möge es wieder werden! Amen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

**Bilanz-Konto.**

**Aktiva.**

| | M. | pf |
|---|---|---|
| Grundstücke und Gebäude . . . . . | 14 195 270 | — |
| Masch.-, Kühl- und pneumat. Mälzerei-Anlage . . . . . | 2 377 563 | — |
| Elektrische Anlagen | 304 265 | — |
| Mobilien und Utensil. | 160 405 | — |
| Fastagen . . . . . | 1 295 913 | — |
| Pferde . . . . . . | 34 428 | — |
| Wagen und Geschirre | 57 410 | — |
| Eisenbahn-Waggons | 108 511 | — |
| Dampfer . . . . . | 6 081 | — |
| Niederlassung u. Ausschank . . . . . | 1 747 903 | 59 |
| Restaurat.-Invent. u. Utens. u. Beteilig. | 282 710 | — |
| Flaschenbier-Utensil. | 60 000 | — |
| Vorräte . . . . . | 2 626 079 | — |
| Debitoren . . . . | 450 866 | 68 |
| Darlehen . . . . . | 971 420 | 12 |
| Kasse inkl. Reichsbank u. Postscheckguthaben . . . . | 563 623 | 43 |
| Bankguthaben . . . | 1 147 348 | 50 |
| Wechsel . . . . . | 37 233 | 35 |
| Avale M. 859 550,— | | |
| Effekten . . . . . | 1 361 001 | 67 |
| Hypotheken auf verkaufte Grundstücke | 25 000 | — |
| Vorausbez. Mieten . | 122 916 | 67 |
| Vorausbezahlte Versicher.-Prämien. . | 107 501 | 63 |
| | 28 043 450 | 64 |

**Passiva.**

| | M. | pf |
|---|---|---|
| Aktienkapital . . . | 7 200 000 | — |
| Partial-Obligationen aus 1894 Serie I . | 315 000 | — |
| Partial-Obligationen aus 1897 Serie II . | 416 500 | — |
| Partial-Obligationen aus 1911 Serie III | 2 200 000 | — |
| Hypotheken-Konto I | 2 100 000 | — |
| „ „ II | 955 000 | — |
| Reservefonds . . . | 1 873 403 | 22 |
| Spezial-Reservefonds | 100 000 | — |
| Dividende unerhoben | 1 674 | — |
| Partial-Obligations-Zinsen . . . . . | 53 862 | 50 |
| Partial-Obligations-Prämien . . . . | 2 520 | — |
| Kautionen . . . . | 693 203 | 99 |
| Depositen . . . . | 5 644 229 | 56 |
| Kreditoren . . . . | 1 884 586 | — |
| Brausteuer-Akzepte-Konto . . . . . | 1 864 830 | — |
| Avale M. 859 550,— | | |
| Delkredere . . . . | 125 000 | — |
| Friedr. Goldschmidt-Stiftung . . . . | 110 416 | — |
| Arbeiter-Unterstütz.-Fonds . . . . . | 176 705 | — |
| Arbeiter-Witwen- u. Waisen-Fonds . . | 206 290 | 55 |
| Moritz Potocki-Nelken-Stiftung . . . . | 17 488 | 35 |
| Reingewinn . . . . | 2 102 741 | 47 |
| | 28 043 450 | 64 |

**Berlin,** den 30. September 1914.

Die auf **11 %** für das am 30. September a. c. abgeschlossene Geschäftsjahr 1913/14 festgesetzte Dividende wird von heute ab gegen Einlieferung des Dividendenscheines u. eines Nummernverzeichnisses gezahlt,

mit **M. 33,—** pro Aktie von **M. 300,—**
„ „ **132,—** „ „ „ „ **1200,—**

an der Kasse der **Commerz- und Diskonto-Bank,** hier und in Hamburg,
„ „ „ „ **Nationalbank für Deutschland,** hier,
„ „ „ von **Markus Nelken & Sohn,** hier und in Breslau,
„ unserer **Zentral-Kasse.**

**Berlin,** den 22. Dezember 1914.

# Actien - Brauerei - Gesellschaft Friedrichshöhe

vormals

# PATZENHOFER

**Wild. Seeger. Herrmann.**

# Reiseführer

**Coblenz a. Rh.** Hôtel Bellevue – Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestatt. Sitzgs.-u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom.

---

**Düsseldorf Parkhotel** I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hof-garten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger.

---

**Garmisch, Grand Hotel Sonnenbichl** Haus I. Ranges, direkt am Wald u. See.

---

**Hannover** Palast-Hôtel „Rheinischer Hof" Neu erbaut 1913.
Gegenüber dem Hauptbahnhof. ∴ Ernst August Platz 6.
Vornehmes Wein-Restaurant. Fliess. kalt. u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer. Wohn.u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8553. Dir: Hermann Hengst.

---

**Köln : Hôtel Continental** am Dom. 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

---

**Köln - Savoy-Hôtel** am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

---

**PRAG Hôtel de Saxe** Vornehmstes Hôtel mit modernstem Komfort bei mässigen Preisen

---

**Wiesbaden :: Nassauer Hof** Hochvornehmes Hotel in freier bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater. 2 Badhäuser mit direkt. eigenem Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

---

**ZÜRICH HOTEL PELIKAN** Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

---

:: Thüringer : Waldsanatorium **Schwarzeck**

**Bad Blankenburg — Thüringerwald**
(Bes..: San.-Rat Dr. Wiedeburg) für Kranke und Erholungsbedürftige, ist auch **während des Krieges** geöffnet und besucht! Ausführliche bildergeschmückte Prospekte werden kostenlos verschickt.







Frisch, Sauber, Selbstbedienung, keine wertlosen Bierreste.

| | | |
|---|---|---|
| **Pilsner Urquell** | 5 Liter-Siphon . . | M. 3,40 |
| Nürnberger, Münchner Culmbacher | | 3,25 |
| Köstritzer Schwarzbier . . . . . | | 2,75 |
| Dunkles Lagerbier . . . . . . . | | 2,20 |

frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.

**F. & M. Camphausen,**
**Berlin SW. 11.** Tel. Lützw. 926/916.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbiere laut Preisliste.




---

**Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch die Anzeigenverwaltung Alfred Weiner** Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Ztr. 8749 u. 9797 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

*Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.*

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.